


Nr. 240 Bromberg, den 18. Oktober 1935

# Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.



(17. Fortsetzung.) —— 

Um drei Uhr nachmittags desselben Tages ging Bruce durch Piccadilly. Als er Arlington Street überquerte, sprach jemand ihn von hinten an.

„Andrew!"

Bei dem Klang der Stimme zuckte Bruce leicht zusammen. Er sah aus, als ob er den Anruf mißachten und weitergehen wolle. Wenn dies seine Absicht war, wurde sie indessen durch die Beharrlichkeit des anderen durchkreuzt.

„Andrew! So hör' doch!"

Der Nachdruck, mit dem diese Worte gesprochen waren, machte ein ferneres Überhören unmöglich. Nach kurzem Zögern wandte sich Bruce um und sah sich einem Manne gegenüber, dem er gleichzeitig sehr ähnlich und sehr unähnlich war. Er war nicht so breitschultrig wie Bruce, hatte auch nichts von jenem Etwas an sich, das sofort die Aufmerksamkeit auf diesen lenkte, aber sein Gesichtsschnitt, seine Haltung und sein Gang erinnerten auffallend an Bruce. Was bei diesem kraftstrotzende Männlichkeit war, hatte bei dem anderen die gedämpfere, zarte Form natürlicher Grazie angenommen. Vollkommen gleich waren bei beiden die großen, blauen Augen, die stets zu lächeln schienen und den Eindruck machten, daß sie auch lächeln würden, wenn das Herz weinte. Der Neuankömmling trug eine Kleidung — in jeder Einzelheit ein Werk von Meisterhand — in düsterem Schwarz gehalten vom Kopf bis zu den Füßen.

Er sah Bruce mit unverkennbarer Freude an.

„Ich hatte dich im ersten Augenblick nicht erkannt. Du scheinst noch gewachsen zu sein. Im übrigen, glaube ich, hattest du die Absicht, mich zu schneiden."

„Ich hatte in der Tat einen Augenblick lang diese Absicht."

„Sehr nett von dir, dies einzugestehen, aber warum?"

„Das weiß ich selbst nicht. Ich freue mich aufrichtig, dich wiederzusehen. Es schmerzt mich, daß es solange gedauert hat."

„Man sieht dir den Schmerz nicht an."

„Ich habe verlernt, Schmerz zu zeigen."

Der andere sah ihn forschend an. Dann trat etwas in sein Gesicht, was es plötzlich schön machte: ein Ausdruck des Verstehens. Er sagte jedoch nur:

„Komm mit mir in mein Haus", — und als Bruce zu zögern schien, fügte er hinzu: „Es hat keinen Zweck, es dir zu überlegen, denn ich würde, wenn nötig, Gewalt gebrauchen."

„Na, schön."

Der andere schob seinen Arm unter den von Bruce. Derart vereint kreuzten sie die Straße und schritten dahin, schweigend, aber still zufrieden in dem Gefühl, einander nahe zu sein, bis sie zu dem Palais des Marquis von Skye in Park Lane kamen. Dort betraten sie ein Zimmer, dessen Fenster auf einen Garten blickten. Vor eines dieser Fenster stellte der Marquis von Skye seinen Vetter und betrachtete ihn aus Armeslänge.

„Und nun laß dich nochmals ansehen." Bruce duldete diese Musterung mit einem Lächeln. „Weißt du, daß du dich mir gegenüber abscheulich benommen hast?"

„Das lag nicht in meiner Absicht."

„Was lag sonst in deiner Absicht?"

„Mich vor dir und der Welt, die mich früher kannte, zu verstecken."

„War das deiner würdig und gerecht zu mir? Ich habe mir dich in allen möglichen entsetzlichen Lagen vorgestellt, ohne Schuhe an den Füßen, im Kampf mit wilden Tieren, in grauenhaften Orten, tagelang ohne einen warmen Bissen im Magen, und ohne eine Flasche Whisky zur Hand, um daraus Trost zu schöpfen. Und nun sehe ich dich vor mir in strahlender Pracht, eine Augenweide und eine Ehre für die Familie. Ich möchte wetten, du hast Geld in der Tasche."

„Du würdest die Wette verlieren, außer wenn du ein bis zwei Pfund Geld nennst."

„Das ist mehr, als dein Vetter oft hat. Warum bist du nicht zu mir gekommen, als sie dich aus dem Kittchen hinausgeworfen hatten?"

„Ich konnte nicht."

„Warum?"

„Sehr einfach, weil mir das Geld dazu fehlte."

„Das kannst du mir ins Gesicht sagen, ohne zu erröten, da du doch weißt, daß ich dir das Geld sofort geschickt hätte?"

„Ich wußte, daß ihr keinen Überfluß daran habt."

„So ist es, aber für dich ist noch immer etwas in der alten Truhe."

„Glaubst du, ich hätte direkt aus dem Gefängnis weg zu euch kommen können?"

„Warum nicht? Du bist nicht der erste Bruce, der im Loch saß. Anscheinend hast du unsere Familiengeschichte arg vernachlässigt. Wir sind eine Zucht von Galgenvögeln gewesen, seit wir existieren; haben geraubt und geplündert Jahrhunderte lang. Ich glaube, es gibt kein Gefängnis in Schottland, das nicht wenigstens einen Bruce beherbergt hat. Und warum warst du im Gefängnis? Für etwas, das dir zur Ehre gereicht. Weil du einen Schurken umgebracht hast, der dich mit deiner Frau betrogen hat. Hättest du es nicht getan, so würde ich dich nicht mehr ansehen."

„Ich hatte nicht die Absicht, ihn zu töten."

„Natürlich nicht. Wenn ein Mann einen anderen aus einem Fenster des vierten Stockwerkes hinabwirft, hat er selbstverständlich keine Ahnung, daß der andere sich wehtun könnte. Es wäre Unvernunft, dergleichen anzunehmen."

„Ich war toll vor Wut und blind gegen alle Folgen."

„Gott sei Dank gibt es noch Menschen, denen diese Blindheit beschert ist. Der Gedanke, daß du etwas eines Edelmannes Unwürdiges getan hast, ist einfach unmöglich. Ich möchte den Mann sehen, der dergleichen behauptet. Du weißt sehr wohl, daß es keinen Menschen in London gibt, wenigstens keinen von jenen, der nicht stolz wäre, dir die Hand drücken zu können, Mann wie Frau." Das Gesprächsthema plötzlich ändernd zeigte der Marquis auf ein Aquarell, eine Dame darstellend, das über dem Kamin hing. „Du hast natürlich davon gehört?"

„Ich las es in den Zeitungen. Dann hat es mir auch Shon gemeldet."

„Mir auch. Sie war mir eine gute Frau, und ich bin ihr kein schlechter Mann gewesen, wenigstens nach unseren modernen Begriffen, was natürlich nicht viel besagen will. Ich versuche, mich mit den Fügungen abzufinden. Der Junge würde übrigens keinesfalls lange gelebt haben."

„Wirklich?"

„Die Ärzte waren einstimmig dieser Meinung. Er war ein Schwächling und stets kränklich. Daher bist du der Erbe."

„Gott soll mich davor bewahren! Du wirst nochmals heiraten."

„Nein, mein Lieber, mein Schicksal ist besiegelt."

„Was soll das heißen?"

„Daß du in spätestens einer Woche Marquis von Skye sein wirst."

„Unsinn!"

„Shons Dudelsack hat mich gestern gerufen."

„Alex!"

„Er hat Sarah beehrt, in der Nacht, bevor sie ihre letzte Reise antrat, und gestern Nacht hat er mir ein Ständchen gebracht."

„Alex, wie kannst du als vernünftiger Mensch auch nur einen Augenblick auf einen solchen Aberglauben etwas geben. Shons Dudelsack ist natürlich nur ein Spiel des Windes, gehört durch ein phantasiereiches Ohr. Eine altherkömmliche Selbsttäuschung, wenn du willst. Ich glaube nicht ein Wort von der ganzen verruchten Legende."

Der Marquis sah ihn seltsam verweisend an.

„An deiner Stelle würde ich in dieser Sache nicht lügen. Du weißt, wie die alte Regel lautet: einem jüngeren Mitglied der Familie gibt Shon zwölf Stunden, dem Oberhaupt vierundzwanzig Stunden. Ich nehme an, daß er auf mich etwas länger warten wird. Immerhin scheint es mir, daß ich dich gerade zur rechten Zeit getroffen habe. Ich bin überzeugt, daß Preston — du erinnerst dich doch noch an ihn? Er ist noch immer unser Hans Dampf in allen Gassen — in wenigen Tagen den neuen Marquis begrüßen wird."

„Ich wünschte, du würdest keinen solchen Unsinn daherreden. Allerdings hast du immer eine gewisse Neigung zum Geheimnisvollen gehabt."

„Mag sein. Trotzdem rate ich dir, eine Reisetasche, fertig gepackt, in Bereitschaft zu halten. Hast du das gesehen?" Er zog eine Photographie aus einem Stoß und reichte sie seinem Vetter. „Sie nennt sich jetzt Esmé Hamilton. Sicherlich hast du davon gehört."

„Ja."

„Sie ist zum Theater gegangen, wie alle Frauen heutzutage tun, und hatte großen Erfolg damit. Die ganze Stadt läuft ins Pandora-Theater, um sie zu sehen."

Obgleich der Marquis innehielt, bewahrte der andere Schweigen. Er betrachtete die Photographie in seiner Hand, als ob sie eine Seltenheit wäre.

„Sie hat wieder geheiratet", fuhr der Marquis fort, „den Schauspieler Bellamy. Ich höre, daß er stolz auf sie ist, als wäre sie ein Geschöpf von überragender Kostbarkeit. Und doch muß er alles wissen. Ja, ja, die Männer sind komisch."

„Auch ich bin wieder verheiratet."

„Was?" Der Marquis fuhr überrascht herum. Bruce erwiderte seine Blicke mit einem Lächeln. —

„Mit dem süßesten Geschöpf, das man finden kann. Dieser Ausspruch ist nicht neu, jedenfalls aber ist er zutreffend."

„Du scherzest doch nicht etwa?"

„Nein."

„Wenn du also nicht scherzest, ist es die beste Nachricht, die ich mir wünschen könnte. Erzähle mir weiter, daß du bereits zwei Paar Zwillinge hast, stämmige, frische Jungen, die man von einem Ende des Parkes bis zum anderen hören könnte. Da du verschollen warst und Sarah mir nur einen kränklichen Jungen geschenkt hat, war es für mich immer ein Alpdrücken zu denken, daß die Bruces mit mir aussterben würden. Wenn du mir aber versprichst, ungefähr ein halbes Dutzend langbeiniger, kräftiger Jungen in die Welt zu setzen, gebaut wie du, werde ich mich gern wieder mit Sarah vereinen."

„Ich bin erst seit sechs Monaten verheiratet."

„Das ist allerdings wenig. Sage mir aber mindestens, daß Hoffnungen bestehen."

„Ich höre, daß dies der Fall ist."

„Dann mach' dich sofort auf und führe mir deine Frau zu. Sie darf nicht einen Augenblick länger als nötig dem künftigen Heim ihres ungeborenen Kindes fernbleiben. Wer ist sie übrigens?"

„Die Tochter meiner Wirtin, von der ich Zimmer mietete, als ich aus dem Gefängnis kam."

Der Marquis schwieg eine Weile. „Darin wittere ich eine Schwierigkeit", sagte er sodann. „Natürlich hat sie kein Geld."

„Nicht einen Pfennig, außer dem, was ich ihr gebe."

„Und das dürfte nicht viel sein. Es wäre das erste Mal, daß ein Bruce etwas wegzugeben hätte. Und doch scheinst du einen Schneider zu haben, der sein Handwerk versteht. Wie hast du das bewerkstelligt?"

„Ich hatte verschiedene Abenteuer."

„Das konnte ich mir denken. Haben deine Abenteuer vielleicht die Gestalt eines Goldbergwerkes angenommen?"

„Etwas dergleichen. Hast du schon von Robert Smithers gehört?"

„Robert Smithers, der neue Multimillionär, von dem jedermann spricht?"

„Das ist der Mann. Ich bin Robert Smithers."

„Was?"

Der Marquis senkte die Zigarre, die er eben anzünden wollte, ohne zu beachten, daß die Flamme des Streichholzes sich bedenklich seinen Fingern näherte.

„Ich bin der Mann, von dem du eben sprachst."

„Du Robert Smithers, von dem man sagt, daß er bereits heute die Rockefellers und Vanderbilts in den Schatten stellt? Der Teilhaber der Rodway-Akkumulator-Gesellschaft?"

„Ja. Rodway ist mein Partner."

Der Marquis legte seine Zigarre nieder und ließ das brennende Streichholz fallen.

„Ist das eines jener Beispiele amerikanischen Humors, deren Pointe darin besteht, daß zwei Leute miteinander wetten, wer am besten aufschneiden kann? Wenn dem so ist, hättest du es mir vorher sagen sollen."

Bruce überreichte dem anderen seine Visitenkarte.

„Das ist mein Name und die Anschrift meines Landsitzes. Gegenwärtig haben wir noch kein Haus in der Stadt."

„So, so, gegenwärtig habt ihr noch kein Haus in der Stadt! Sieh mal einer an!"

„Als ich aus dem Gefängnis kam, nahm ich den Namen Smithers an."

„War Bruce nicht gut genug für dich?"

„Ich wollte den Namen nicht tragen, dem ich soviel Schande zugefügt habe. Außerdem bestanden noch andere Gründe dafür. In dem Hause, wo ich Zimmer nahm, wohnte Rodway. Ich wurde sein Partner unter dem Namen Robert Smithers. Als ich mich verlobte, reichte ich um Namensänderung ein und wurde Robert Smithers in aller Form."

„Demnach gibt es keinen Andrew Bruce mehr?"

„So ist es."

„Und wenn ich Sarah folge, was dann?"

„Lieber Alex, du mußt nochmals heiraten."

„Von heute bis morgen?"

„Schlag' dir den Unsinn aus dem Kopf. Du wirst noch viele Jahre leben."

„Wenn aber nicht, was dann?"

„Würdest du es dulden, daß ein Mann mit meinem Vorleben Marquis von Skye wird?"

„Von dulden ist keine Rede, ich könnte mir keinen besseren Inhaber des Titels wünschen."

„Ich bin anderer Ansicht."

„Glücklicherweise wird man dich nicht fragen. Das Gesetz wird dich zum Marquis von Skye machen, ob du willst oder nicht. Man kann dich sogar zwingen, den Titel anzunehmen. Schande über dich, wenn man es müßte. Bist du ein solcher Feigling, daß du unter deinesgleichen dein Gesicht nicht zeigen willst, weil eine Frau dich einstens betrogen hat und du es dem Manne heimzahltest, der ihr dabei half? Nein, nein, ich kenne dich besser, als daß ich das glauben könnte. Du bist nicht der Mann dazu, dich scheu beiseite zu drücken, wenn die Pflicht ruft."

„Wenn du überzeugt bist, daß ich unseren Vorvätern keine Schande mache, werde ich tun, was du verlangst, vorausgesetzt natürlich, daß ich dich überlebe."

„Unseren Vorvätern Schande machen? Du bist wohl nicht ganz bei Trost? Wenn du dem Schurken den Kopf abgeschnitten und diesen auf dem Gittertore von Gairloch aufgespießt hättest, würdest du etwa das getan haben, was unsere Ahnen in deiner Lage getan hätten. Du wirst, sofern du wirklich Robert Smithers bist, Ruhm und Ehre ins Haus bringen. Bei dem Gedanken an einen Marquis von Skye mit dem Gelde eines Robert Smithers werden sich unsere sämtlichen Vorfahren im Grabe vergnügt die Hände reiben. Wenn Shon dich ruft, wird er vor Freude jodeln."

„Alex, ich habe noch eine Frage an dich."

„Frage nur immer zu. Es ist gut, daß ich morgen nicht mehr am Leben sein werde, sonst würde ich dich übermorgen anpumpen. Du wirst nichts als Schulden erben, und ich gebe dir mein Wort, daß es mir schon verdammt schwer fällt, jemanden zu finden, der mir hilft, sie noch zu vermehren."

„Jede Summe, die du brauchst, steht dir zur Verfügung. Ich werde meinen Anwalt beauftragen, sofort danach zu sehen, daß alle deine Verbindlichkeiten geregelt werden."

„Hört, hört! Hat je ein Bruce von einem anderen dergleichen erlebt. Und er fürchtet, daß er unseren Vorfahren Schande machen wird. Nun kann ich Sarah in Ruhe folgen."

„Gerade darüber wollte ich mit dir sprechen. Du sagtest, daß Shon dich in der vergangenen Nacht gerufen hat. Hast du je daran gedacht, daß der Ruf mir gegolten haben könnte? Es ist durchaus möglich, daß ich es bin, der noch vor morgen Sarah folgt."

„Was soll das heißen?"

„Ich habe heute eine Auseinandersetzung, die dieses Ergebnis zeitigen könnte. Ich spreche nur davon, weil es immerhin möglich ist, daß Shon mich durch dich gewarnt hat. Soweit ich in Betracht komme, war eine solche Warnung unnötig. Ich bin vorbereitet."

„Morgen werden wir wissen, wer von uns beiden gemeint ist."

„Wahrscheinlich. Sollte ich es sein, wirst du dir eingedenk halten, daß ich eine Frau habe?"

„Verlaß dich darauf. Sie soll ein Stück meines Herzens sein, besonders, wenn sie einen Jungen bekommt."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Vergleichsweise ein Minnesänger ...

Heitere Skizze von **Käte Biel.**

Nach der Geburtstagsfeier eines Freundes standen Herta und Georg fröstelnd in der Dunkelheit und waren der Bosheit der Tatsachen ausgeliefert: Bahnen verkehrten nicht mehr.

Georg schlug seinen Mantelkragen hoch. „Wir nehmen ein Taxi!"

„Haben wir vorhin schon genommen. Jetzt müssen wir also gehen!" Herta war, im Hinblick auf die baldige Eheschließung, Sklavin eines peinlich genau zubereiteten Sparplanes, der sich auf die beiderseitigen Gehälter bezog. „Für das Geld bekomme ich ja schon ein Drittel Tischdecke."

„Das Glück liegt nicht in einer Tischdecke!" Georg war ärgerlich. Und während sie ihre Schritte nun in den einsamen Straßen hallen ließen, redete er, müde und launisch, jene Liste herunter, die er über Hertas schwarze Eigenschaften in seinem Gedächtnis angelegt hatte. Zum Schluß sagte er dann noch: „Und du bist furchtbar anspruchsvoll!"

„Ich?" Herta war entrüstet, besann sich aber rasch. Zartes Beleidigtsein in ihre Stimme verwebend, fragte sie: „Liebst du mich?"

Wichtige Worte darf man im Alltag nicht allzu oft gebrauchen, sonst werden sie fadenscheinig. Georg schien denn auch peinlich berührt. „Ja!" sagte er kühl.

„Und trotzdem bist du nicht imstande, ein Opfer für mich zu bringen, geschweige denn, eine große Tat für mich zu verrichten?"

„Bitte, kein Pathos vor dem Frühstück, liebes Kind! — Übrigens: habe ich nicht schon ungezählte Viertelstunden auf dich gewartet?"

„Ja", erwiderte sie still, „aber nach meinem Badewasser hast du noch nie gefragt."

„Nach deinem — was?" Georg lachte verständnislos. „Was soll ich damit?"

„Es trinken!" flüsterte Herta sanft.

„Ich bin doch nicht wahnsinnig!" meinte Georg freundlich und gab immerhin der Bowle an Hertas seltsamer Forderung schuld.

Herta ließ sich nicht beirren. „Und Badewassertrinken — das war einem Minnesänger noch ein Genuß. Kein Opfer! — Ulrich von Lichtenstein erzählt in seiner Lebensgeschichte — —"

Nun hatte Georg begriffen. „Er war bereits eine Entartungserscheinung. Es gibt würdigere Vertreter des Minnesangs, zum Beispiel Walter von der Vogelweide."

„Diese unausrottbare männliche Sachlichkeit, dachte Herta verdrossen. „Weiß ich doch. Ich will ja auch nur sagen, Georg, — früher, da wurden die Frauen noch angebetet."

„Werden sie auch heute noch", behauptete er liebenswürdig. „Sie müssen nur danach sein: sanft und gemütvoll!"

„Oh", sagte Herta aufgebracht, „die angebetete Dame des Ritters Ulrich war so gemütvoll, daß sie von ihm verlangte, er möge sich unter Aussätzige mischen!"

Hier knurrte Georg etwas Unverständliches in die Dunkelheit der nächtlichen Straßen.

„Und einmal", fuhr Herta versonnen fort, „da zog Ulrich Frauenkleider an und forderte jeden des Weges kommenden Ritter zum Zweikampf zu Ehren seiner Dame auf. So kam er durch halb Europa!"

„In Anbetracht der damaligen Reisewege eine großartige sportliche Leistung!" Georg hatte seine schlechte Laune verloren und war dabei, dem Stoff unerwartete Seiten abzugewinnen, in dem hinterhältigen Bemühen, Herta, seine liebe junge Verlobte, in ein Gesprächsdickicht zu ziehen, aus dem sie nicht zu ihrem Ziel zurückfand. „Heute dürfte er das nicht mehr. Die Polizei war vor siebenhundert Jahren noch nicht so gut durchorganisiert. Jetzt gäbe das einen Strafbefehl wegen groben Unfugs."

Herta konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Sie sagte spitz: „Du erwähnst Nebensächlichkeiten. Wichtig ist doch nur, wie dieser Ulrich lieben konnte. — Er schnitt sich ja sogar ein Fingerglied ab und sandte es der Dame zum Zeichen seines Gedenkens." Es gelang Herta leider nicht, dies ganz so schwärmerisch hervorzubringen, wie sie es gewünscht hatte.

„Furchtbar: Ein Stück Finger von Südfrankreich bis Mitteldeutschland — bei den unentwickelten Verkehrsverhältnissen und Konservierungsmethoden!"

„Davon wollen wir einmal absehen", meinte Herta beherrscht. „Jedenfalls war seine Opferfreude ungeheuer. Am meisten hat mich ja gerührt, daß dieser in den schrecklichste Strapazen abgehärtete Mann einfach Nasenbluten vor seelischer Aufregung bekam, als seine Angebetete ihn einmal fragte, ob er auch anderen Frauen Huldigungen darbrächte. So zart empfand er! — Während du, als ich dich fragte —"

„Ich habe eben keine Neigung zu Nasenbluten!" verteidigte Georg sich ernsthaft.

„Und wie schlimm wurde ihm für seine Anbetung gedankt! Eines Abends ließ ihn die Dame doch durch ihre Mägde an der Burgmauer emporziehen, und —"

Georg unterbrach. Seine Blicke streiften über die Häuser, die im matten Licht der Straßenlaternen aus dem Dunkel herauswuchsen. „Ginge heutzutage auch nicht mehr. Sieh nur die vielen Stuckverzierungen!"

Herta überhörte seinen Einwurf. „Die Dame stand am Fenster und bat ihn neckisch und in böser Absicht, sie zu küssen. Da ließ er plötzlich das Gesims fahren, an dem er sich festhielt, und —"

„Und weil die Hausgehilfinnen auf das Geheiß der Herrin ebenfalls losließen, fand sich Ulrich im Burggraben wieder. Schöne Situation! Aber er hatte ja keinen Sinn für Komik."

„Indessen stand das seelenvolle Geschöpf oben am Fenster und wußte sich vor Heiterkeit kaum zu lassen", schloß Herta. „Aber der Liebe des Mannes konnte auch dieser Vorfall nichts anhaben."

„Mann? — Das war doch kein Mann!" behauptete Georg selbstbewußt.

Hierzu äußerte sich Herta nicht. Die „Minnesänger" hatten ihren Zweck erfüllt, Georg über die Länge der Wegstrecke hinwegzuhelfen: Über all dem Plaudern war nun Hertas Wohnung erreicht worden, während er noch weiterwandern mußte.

Georg sann ihrem Gespräch nach. „Eigentlich ein sehr übler Scherz von dieser Person! Ulrich hätte Arme und Beine brechen können."

Herta nahm ihren Hausschlüssel aus der Handtasche. „Gewiß", meinte sie freundlich, „aber — wie soll man mit einem solchen Mann schließlich anders verfahren?"

„Na —?" sagte Georg überrascht.

Dann mußten sie plötzlich beide lachen.

Und Herta machte das Gesicht eines artigen Kindes, das man bitter gekränkt hat: „Nicht wahr, nun siehst du ein, wie sanft und anspruchlos ich bin?"

„Das bist du wirklich", meinte er in heiterer Reue. „Du hast recht!"

Und außerdem habe ich den dritten Teil einer Tischdecke erspart, dachte Herta und lächelte und schwieg . . .

# Hein Musik feiert Geburtstag.

Heitere Skizze von **Heinrich Eckmann.**

„So, Jungs und Deerns", sagt Hein Musik und nimmt seine Querflöte aus der inneren Rocktasche, „ihr habt mir zu meinem Geburtstage alle so schön gratuliert, dafür will ich euch nun ein Extrastück vorspielen. Haltet den Rand und hört zu!"

Die Kinder sind still, spitzen die Ohren, stützen die Köpfe, ernst und bereit, Hein Musiks Geschenk zu empfangen. Sie sitzen draußen auf der Priesterkoppel vor Detelf Tanks Viehschuppen, den man auch das Monarchenschloß nennt. Aber Hein Musik ist kein Monarch, nein, er ist ein berühmter Künstler, den man im ganzen Lande kennt. „Jungs und Deerns", sagt er, „lieber ein kleiner Herr als ein großer Knecht."

Ja, und nun hebt er die Flöte an den Mund und beginnt zu spielen. Er phantasiert auf seiner Flöte, er tanzt und springt und lacht und weint und jauchzt und betet. Er kennt alle Lieder der Welt, immer, wenn er ins Dorf kommt, bringt er etwas Neues mit. Zuerst stellt er sich beim Lehrer vor, der ist nämlich ein großer Geigenspieler. Heute morgen hat Hein dem Lehrer schon das Neueste vorgespielt und vorgesungen: „Kleine Blumen blüh'n im Garten, wartend, daß sie einer pflücke — —"

„Wo nimmst du eigentlich all deine neuen Lieder her, Hein?" fragt der Lehrer. Aber das weiß Hein Musik selber nicht, irgendwo werden sie ja herkommen. „Ach", sagt er, „die finde ich unterwegs so auf der Straße." Dabei senkt er wohl ein wenig den Kopf und wartet, bis der Lehrer seine Augen wieder von ihm abwendet. Fragen muß man Hein Musik nicht viel, das liebt er nicht.

Aber nun sitzen die Kinder beim Monarchenschloß um ihn mit großen Augen. „Mensch, Hein Musik", sagen sie, „wie kannst du spielen!"

„Ja", erwidert er, „das kommt davon, weil ich heute Geburtstag habe. Und was habt ihr mir wieder alles geschenkt, Jungs und Deerns! Äpfel und Rolltabak, saure Bonbons, Speckbutterbrot, drei Zigarren und eine richtige Rose aus dem Garten. Und Jörn hat mir sogar eine Ansichtspostkarte geschrieben. Nein, Kinder, ich sage: Reicher kann ein Mensch nicht beschenkt werden." Er ist voll aufrichtiger Freude, und seine blauen, gutmütigen Augen streicheln die Kinder. Um nicht noch mehr sprechen zu müssen, beginnt er wieder zu spielen. Alles, was er spielt, ist den Kindern unbekannt, aber es hört sich sehr gut an, und bald summen alle Kinder die Weise mit. Dann leuchten seine Augen wie Tannenbaumlichter, so freut er sich. Das neue Lied übrigens, das er im vergangenen Jahre mitbrachte, wird jetzt noch im Dorfe gesungen.

Heute morgen in aller Frühe hat Hein sich schon durchs Dorf gespielt, um seinen Geburtstag einzuläuten. Da sind alle Leute an die Türen und Fenster gelaufen und haben ihm gratuliert. Und seht nur, wie schmuck er sich gemacht hat! Am Hut trägt er Eichenzweig und Habichtsfeder. Und nun glüht aus seinem Knopfloch die rote Rose. An seinem Finger blinkt ein Ring, nun aus Silber, früher sicher aus reinem Golde.

Hein Musik ist ganz bestimmt kein Monarch, wenn er auch auf der Straße zuhause ist, Hein Musik ist ein weitgereister, berühmter Mann. „Erzähl mal etwas von Amerika, Hein Musik", sagt der kleine Jörn. Und nun erzählt Hein Musik aus Amerika, was er dort alles erlebt hat, mit den Indianern und so. „Weißt du, was meine Mutter sagt?" fragt der kleine Jörn. Nein, das kann Hein Musik natürlich nicht wissen. Aber Jörns Mutter meint, es sei schade um ihn, daß er keine Frau und kein Haus habe. Ach ja, was die Mütter nicht alles meinen! „Es geht mir nicht gut, Jörn? Bin ich nicht zufriedener als mancher, der eine Frau und ein Haus hat, was?" — „Ja, das bist du, Hein Musik!" — „Na ja, dann grüß nur deine Mutter von mir!"

Heins Geburtstag ist kein gewöhnlicher Geburtstag, an dem man nur ißt und trinkt. Nein, Essen und Trinken wird klein geschrieben. Aber was gibt es sonst nicht alles! „Nun singt mal im Reigen!" sagt der Musikant, und die Mädchen sind gleich dabei. Inzwischen holt Jörn den Fußball aus der Schule, und nun treten die Mannschaften an zum Wettspiel vor Hein.

Er versteht freilich nichts davon, aber er ist überaus eifrig dabei und ermuntert sie durch begeisterte Zurufe. Dabei raucht er die erste seiner drei Zigarren und thront vor dem Monarchenschloß wie ein kleiner Fürst. Einmal fliegt ihm der Ball geradeswegs ins Gesicht, aber das macht nichts, das gehört dazu. So, und was gibt's nun? Nun sagt Hein Musik: „Jungs und Deerns, wenn ich euch so sehe, dann fühle ich, wie wenig ich habe." Ha, nun müssen die Kinder aber lachen, nun wird Hein Musik elegisch. „Nein, Hein, wenn du das sagst, dann bist du ein Lügenpeter."

Was soll er machen? Er lacht wieder, nimmt seine Flöte her und spielt. Und nun spielt er einmal das Lied, das sie alle kennen und mitsingen: Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit . . .

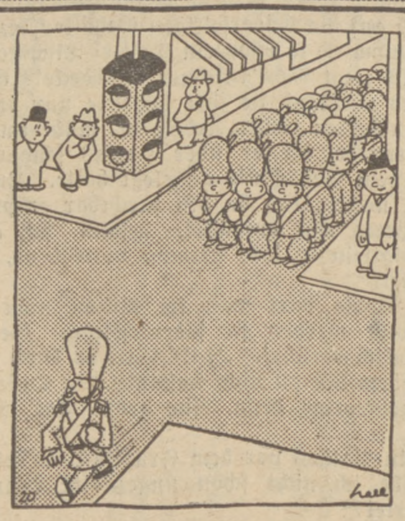
Es gibt Leute, die behaupten, daß Hein Musik überhaupt ein Lügenpeter sei. Zu diesen Leuten gehört vor allen Dingen der Gendarm, der Heins Papiere gesehen hat und aus ihnen wissen will, daß der Musikant im Januar Geburtstag habe, mitten im kalten Winter, und nicht nun und an jedem Tage. Aber der Gendarm kann sagen, was er will, die Leute glauben Hein mehr als dem Gendarm. In der Nacht wandert der Musikant weiter. Und begegnet ihm irgendwo ein Mensch und erkennt ihn, ruft er ihm sogleich zu: „Ich gratuliere auch zu deinem Geburtstage, Hein Musik!"

„Danke, danke, mein lieber Freund!"
Und dann fängt das Lied wieder von vorne an.



## Lustige Ecke





Zeigt die Verkehrsampel rotes Licht, muß alles stehen bleiben. — Aber der Leutnant merkt's gar nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.